

■ GATZ ERWIN (Hg.), *Priesterausbildungsstätten der deutschsprachigen Länder zwischen Aufklärung und Zweitem Vatikanischem Konzil. Mit Weihestatistiken der deutschsprachigen Diözesen* (Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, 49. Supplementheft) Herder, Freiburg 1994. (290). Ln. DM 118,-. Ausbildung erfordert zu allen Zeiten größere Finanzmittel. Manche Weltpriester konnten erst nach Erlangung einer kirchlichen Pfründe eine theologische Ausbildung absolvieren. Um Fehlentwicklungen, wie sie im Spätmittelalter und besonders in der Zeit der Reformation festzustellen waren, entgegenzuwirken, sah das Trienter Seminardekret vor, sich der Ausbildung des Priesternachwuchses intensiver anzunehmen. Darüber hinaus bestimmte das Konzil von Trient die Inkardination eines Weltpriesters in einen Diözesanverband.

Vornehmlich die Jesuiten, die durch ihre zahlreichen Kollegien und Universitäten hierzu auch in der Lage waren, übernahmen die Klerusbildung. Das emanzipatorische Streben der Bischöfe nach eigenen Seminarien war erst mit dem Zurückdrängen der Orden, insbesondere mit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu (1773), zum Teil von Erfolg begleitet. Parallel dazu wuchs auch das staatliche Interesse an der Priesterausbildung, das unter Joseph II. in der Errichtung staatlicher Generalseminare gipfelte; diese wurden nach heftiger Kritik wieder aufgelöst, das heißt jede Diözese sollte wieder ein „Priesterhaus“ erhalten.

Der staatliche Einfluß, etwa bei der Berufung der Professoren der Theologie, mußte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgenommen werden, wie es in der bischöflichen Einteilung der „missio canonica“ zum Ausdruck kommt.

Der Ausbau der Studienplätze ermöglichte es in der Folge, die Bildungsreserven aus den ländlichen Gebieten besser zu erschließen, und vermochte den aus den Städten ausbleibenden Priesternachwuchs einigermaßen zu kompensieren.

Hatte die wirtschaftliche Prosperität gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Errichtung oder den Ausbau der Seminarien ermöglicht, so waren die wirtschaftlichen Voraussetzungen nach dem Ersten Weltkrieg für die von Rom geforderte Verlängerung des Studiums auf fünf beziehungsweise auf sechs Jahre denkbar ungünstig. Auch die nach 1918 veränderten Staatsgrenzen (Diözese Brixen/Tirol, Diözese Raab/Burgenland) warfen neue Probleme auf. Nationalsozialistische Herrschaft und Weltkrieg führten zu Einschränkung beziehungsweise Schließung

oder Verlust zahlreicher Ausbildungsstätten. Die verschiedenen theologischen Studienanstalten dienten auch nach 1945 bis zum Beginn des Zweiten Vatikanums fast ausschließlich der Priesterbildung.

Über die theologischen Studien beziehungsweise Seminare in Linz (ab 1783/85 Bistum), deren Anfänge auf das Jahr 1672 zurückgehen, referiert in diesem Band zusammenfassend Rudolf Zinnhobler. Ein volles Jahrhundert lag die Linzer Studienanstalt in den Händen der Jesuiten. Das erste Priesterhaus im Lande (für Diözesanpriester) befand sich in Enns (1762/1783).

Erst durch Bischof Josef Anton Gall erhielt das junge Bistum ein beständiges Priesterseminar „in der Harrach“ (ab 1806), dorthin übersiedelte auch der Lehrbetrieb 1853, wo er bis 1939 (nach Beschlagnahme und „Exil“ im Stift Wilhering, 1944/45 im Kloster der Oblatinnen/Urfahr) und von 1945–1988 verblieb.

Infolge der Öffnung des Lehrbetriebes auch für Laientheologen (ab 1971) und der Umwandlung der Lehranstalt in eine Phil.-Theol. Fakultät päpstlichen Rechts (1978; Neubau 1988!), stieg die Hörerzahl 1991/92 auf 441 (davon 54 Priesteramtskandidaten).

Erst 1848 wurde ein bischöfliches Knabenseminar errichtet. Die Führung des Knabenseminars (auf dem Freinberg) wurde ab 1851 von den Jesuiten besorgt, 1897 wurde der Gymnasialbetrieb im neu errichteten Bischöflichen Knabenseminar Kollegium Petrinum eröffnet, das während der beiden Weltkriege als Lazarett diente beziehungsweise für militärische Zwecke beschlagnahmt wurde.

Das vorliegende beachtliche Kompendium ist ein Teil der im Druck befindlichen „Geschichte des kirchlichen Lebens“ (Band 4: Die Entwicklung der Arbeits- und Lebenswelt des Diözesanklerus). Da über 50 Diözesen erfaßt sind, sind vielfältige Vergleichsmöglichkeiten gegeben. Behandelt werden alle für die Ausbildung des Diözesanklerus bestimmten Anstalten, und zwar Theologische Fakultäten, Hochschulen, Priesterseminare, Theologenkonvikte und Knabenseminare.

Die Einzelbeiträge zeigen die recht unterschiedlichen Bildungsvoraussetzungen in den einzelnen Diözesen auf, sie reichen auch größtenteils über den im Titel festgelegten Darstellungszeitraum wesentlich hinaus.

Die dem Band beige-schlossenen Weihestatistiken (bis 1993) lassen zwar hinsichtlich des (Welt)Priesternachwuchses die allgemeinen Entwicklungslinien erkennen, die konkreten Weiezahlen sind aber nur bedingt verwertbar, da die

Bernhard Sill

Projekt Lebensmitte

Neuerscheinung

151 Seiten, kart. DM 24,80 / öS 151,- / sFr 25.80

Die Mitte des Lebens ist eine kritische Übergangszeit, doch – das macht dieses Buch deutlich – sie kann durchaus gelingen, mehr noch, sie kann zu einem Freund des Menschen werden. – Hilfreich für den Leser: Der Blick in Zeugnisse aus Dichtung und Literatur, die die Problematik der Lebensmitte spiegeln, der Rückgriff auf Gedanken zur „Psycho-Logik“ der Lebensmitte bei C.G. Jung und zur „Theo-Logik“ der Lebensmitte bei Johannes Tauler. Hier zeigt sich, die Arbeit am „Projekt Lebensmitte“ lohnt, ein spannendes Kapitel im Buch des Lebens ist diese Zeit allemal.

Das Buch macht Lust darauf!



Verlag
Friedrich Pustet

Diözesanpriester nur insofern Berücksichtigung fanden, als sie aus dem (eigenen) Diözesanseminar hervorgingen.

Linz/Enns

Johannes Ebner

PASTORALTHEOLOGIE

■ MÜLLER KLAUS, *Homiletik*. Ein Handbuch für kritische Zeiten. F. Pustet, Regensburg 1994. (264). DM 49,80.

Hinter dem etwas blaß geratenen Einband verbirgt sich ein sehr farbiger Inhalt. Um es vorwegzunehmen: Vf. legt ein Handbuch vor, das für jeden Homiletiklehrer und -studenten Pflichtlektüre werden wird – hoffentlich auch für die Prediger! Zwar ist nicht jede Predigt ein Ereignis, wie Vf. meint (S. 26), und kann es wohl auch nicht sein, aber „für die meisten im pastoralen Dienst Tätigen dürfte die Predigt so gut wie die einzige Aufgabe sein, die sie als Theologinnen und Theologen in Anspruch nimmt“ (S. 20). Die vorliegende Homiletik dient jenseits praktischer Anleitungen und diesseits theoretischer Spezialstudien der Klärung derjenigen Grundfragen, „mit deren Problemgehalt jede Predigerin, jeder Prediger vertraut sein und die sie beziehungsweise er sich von Zeit zu Zeit immer wieder ein Stück weit beantworten muß, wenn der Dienst am Tisch des Wortes verantwortlich und kompetent ausgeübt werden soll“ (S. 15). Vor den Hintergrund „postmoderner Unübersichtlichkeit“ gelingt es Vf. dabei, den von ihm für eine augenblickliche Homiletik geforderten roten Faden und die darin verflochtenen homiletischen Argumente, die über Theologie und Kirche hinausreichen, anzubieten. Vf. tut es in zehn Schritten, die in fundamentaltheologischer Perspektive beschrieben dennoch höchst praktisch-theologisch fruchtbar werden: „Unvermeidbare Hypotheken heutiger Verkündigung; ‚Wort des lebendigen Gottes‘; Homiletisch Relevantes über ‚Sprache‘; Von der Kunst des Verstehens: Hermeneutik; Der geistliche Wurzelboden der Predigt; Nicht ‚es‘ predigt, sondern ‚ich‘ predige – das Subjekt des Verkündigungsvorgangs; Rhetorik im Dienst der Predigt; Zwischen black box und Paradigma: ‚Kommunikation‘; Kerygma; Vom Hören“. Gekonnt werden dabei eine kritische Analyse der Zeit, der Kirche und der Predigtsituation, eine das Anliegen kerygmatischer Theologie aufgreifende Verkündigungstheologie (in Anlehnung an M. Grünwald) und praktisches Know how

miteinander verbunden. Geradezu als Kabinettstückchen muß bezeichnet werden, wie kommunikationstheoretische Erkenntnisse (vgl. F. Schulz von Thun) in übergeordnete Gesichtspunkte eingebaut werden (in den Kapiteln 9 und 11) und gerade so belegt wird, daß es bei der Predigt erst in zweiter Linie um Methoden und Technik geht, auch wenn davon nicht abgesehen werden darf. Die Vielzahl der kleinen Einzelschritte in den großen Schritten verlangt konzentriertes Lesen, das jedoch entgolten wird durch die Fülle an Einsichten und sprachlichen Überraschungen: Vf. ist intellektuell-originell, theologisch-pointiert, manchmal bajuwarisch-kräftig.

Kritisch sei angemerkt, daß trotz exakter Beschreibung postmoderner Aporien (wobei allerdings G. Schulze etwas zu kurz kommt und auch die soziologisch wahrgenommene Verschärfung von der Individualisierungs- hin zur Singularisierungsproblematik nicht deutlich genug gesehen wird) der Lösungsansatz, vor allem unter Bezugnahme auf E. Drewermann (S. 59–62 und 128–135), selbst noch diesen Aporien verhaftet bleibt. Das homiletische Ich darf durchaus stärker in Spannung zum kirchlichen Wir ausgehalten und die Person des Predigers immer wieder in gesunder Weise durch sein Amt entlastet werden. Dennoch: ein großartiges Buch in einer außergewöhnlichen Zeit.

Graz

Hubert Windisch

■ BEINERT WOLFGANG (Hg.): *Liebe muß man teilen*. Glaubensverkündigung in der Kirche. Pustet, Regensburg 1993. (172). Kart. DM 29,80. Die Frage, wie Glaubensverkündigung ansprechend geschehen kann, stellen sich alle um die Seelsorge Bemühten. An sie richtet sich dieses Buch. Mit ihm liegen die Referate der Priesterfortbildungswochen 1992 des Bistums Regensburg schriftlich vor. Die Autoren, alle Professoren an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Regensburg, versuchen von ihrem jeweiligen Fach her, Wege aufzuzeigen zu einer Verkündigung, die „Mit-Teilung der Liebe Gottes“ (12) ist.

Der Neutestamentler Hubert Ritt (Die Sendung der Kirche in der Glaubensvermittlung nach dem Neuen Testament) skizziert, wie die christlichen Gemeinden die befreiende Botschaft Jesu in ihre ganz konkrete Gemeindesituation umgesetzt haben. Eine „evangelisierende Pastoral“ (31) sollte helfen, daß von diesen „Kirchenbildern“ der Evangelien ein lebendiger Impuls für die heutigen Gemeinden ausgeht.